

Von der Hauptstadtposse zur Erfolgsgeschichte

Die Entstehung des
Jüdischen Museums Berlin 1971–2001



Jüdisches Museum Berlin



V&R

Schriften des Jüdischen Museums Berlin

Band 1



Jüdisches Museum Berlin

Daniel Bussenius

Von der Hauptstadtposse zur Erfolgsgeschichte

Die Entstehung des Jüdischen Museums Berlin 1971-2001

Vandenhoeck & Ruprecht

Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung
liegt beim Autor.

Mit 16 Abbildungen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-647-30071-9

eISBN 978-3-647-99657-8

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

Gefördert durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien.

Mit Unterstützung der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Stiftung Jüdisches Museum Berlin e. V.

Umschlagabbildung: Das Jüdische Museum Berlin
© Jüdisches Museum Berlin, Foto: Jens Ziehe

© 2014, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen / Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U. S. A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Satz: textformart, Göttingen | www.text-form-art.de
Druck und Bindung: ☺ Hubert & Co, Göttingen

»Wir sind der Meinung, dass das Museum wohl unser
aller
nächster Nachkomme ist.«

*Ein Emigrant und Stifter des Jüdischen Museums Berlin**

* Zitiert nach: W. Michael Blumenthal, Editorial, in: JMB Journal, 2011/Nr. 5: 10
Jahre/10 Years, hg. v. d. Stiftung Jüdisches Museum Berlin, S. 3.

Inhalt

Vorwort

Einleitung

- I. Jüdische Museen in Deutschland und Österreich nach 1945
- II. Die Anfänge des neuen Berliner Jüdischen Museums bis zum Scheitern des Projekts Palais Ephraim 1980/81
- III. Der Realisierungswettbewerb »Erweiterungsbau Berlin Museum mit Abteilung Jüdisches Museum« 1988/89
- IV. Mauerfall und Wiedervereinigung – nach der Entscheidung im Realisierungswettbewerb
- V. Der Streit um das Jüdische Museum zur Zeit seines ersten Direktors Amnon Barzel 1994-1997
Die Rolle der Presse
Mahnmal und Jüdisches Museum
- VI. W. Michael Blumenthal: Ein nationales Museum für deutsch-jüdische Geschichte in Berlin
Die Presse über die Berufung W. Michael Blumenthals
Einweihung des Libeskind-Baus
Die Eröffnung des Museums
Die Dauerausstellung

VII. Seit der Eröffnung der Dauerausstellung

Danksagung

Quellen und Literatur

Bildnachweis

Personenregister

Vorwort

Als mich vor 17 Jahren, im Oktober 1997, Wolfgang Benz, der damalige Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung an der TU Berlin, anrief und fragte, ob ich mir vorstellen könne, als Interimsdirektor das Berliner Jüdische Museum zu leiten, hatte ich keine Vorstellung davon, was das bedeutete.

Rückblickend muss ich zugeben, dass es gut war, dass ich keine Ahnung hatte. Ich hätte mich sonst kaum von Wolfgang Benz' Argumenten überzeugen lassen, Museumsexpertise sei für den Job nicht so wichtig wie diplomatisches Geschick und ich sei als ex-deutscher Jude und ehemaliges amerikanisches Kabinettsmitglied bestens qualifiziert.

Die Situation der Berliner Kulturpolitik war im Oktober 1997 mehr als verfahren und die Konflikte um das Jüdische Museum, damals noch eine Abteilung der Stiftung Stadtmuseum Berlin, schienen unlösbar. Hätte ich gewusst, welche absurden Züge die Diskussionen um den Status des Museums teilweise angenommen hatten und dass aus den von mir zugesagten 18 bis 24 Monaten ganze 17 Jahre werden würden, ich hätte wahrscheinlich abgelehnt.

Nun, ich war ahnungslos genug, um die Herausforderung anzunehmen. Die Geschichte des Jüdischen Museums Berlin wurde, trotz ungünstiger Umstände und einiger Anlaufschwierigkeiten, eine Erfolgsgeschichte. Nach nur wenig mehr als einem Jahrzehnt gehört das Jüdische Museum Berlin zu einem der meistbesuchten Museen des Landes und ist international bekannt und geschätzt. Daniel

Bussenius hat die Entstehungsgeschichte und den Werdegang des Museums von Streit und Unklarheit zum größten und wichtigsten Jüdischen Museum in Europa akribisch erforscht und dargestellt. Dafür gebührt ihm großer Dank. Seine Beschreibungen zeigen einerseits, wie mühsam, engstirnig und bürokratisch verstrickt die Anfänge dieser gesellschaftspolitisch so sensiblen deutschen Institution waren, andererseits zeigen sie aber ebenso, dass es auch die Entschlossenheit, Weitsicht und Unterstützung der wichtigsten Entscheidungsträger war, der wir den Erfolg des Jüdischen Museums Berlin zu verdanken haben. Und dass – wie immer – etwas Glück und ein wenig Mut eine Rolle spielten.

Die aufregenden Zeiten vor der Eröffnung im September 2001 sind längst Geschichte und hier nachzulesen. Das Museum aber wird sich weiterhin kontinuierlich verändern und auch in Zukunft wichtige gesellschaftspolitische Impulse geben.

Berlin, Juni 2014, W. Michael Blumenthal

Einleitung

Die Berliner Zeitung *Der Tagesspiegel* sprach, als es wegen der Entlassung Amnon Barzels, des damaligen Direktors des Jüdischen Museums, am 27. Juni 1997 zu einem Streit zwischen der Jüdischen Gemeinde zu Berlin und dem Berliner Senat gekommen war, von der »schärfsten deutsch-jüdischen Kontroverse« der Nachkriegszeit.¹ Heute gilt das Jüdische Museum Berlin – inzwischen nicht mehr wie noch 1997 eine Hauptabteilung der Stiftung Stadtmuseum Berlin, sondern eine selbstständige Stiftung in der Trägerschaft der Bundesrepublik Deutschland – unbestritten als ein Erfolg, und es ist mit mehr als 700.000 Besuchern im Jahr eines der meistbesuchten Museen der deutschen Hauptstadt.²

Dieser Band will die 30-jährige Geschichte des Museums seit 1971 erzählen, die der Eröffnung der Dauerausstellung vorausging, und darüber hinaus von den nunmehr 13 Jahren seit der Ausstellungseröffnung im Jahr 2001. Im Mittelpunkt steht dabei die »politische« Entstehungsgeschichte des Museums, das heißt die Entscheidungen über seine Errichtung. Auf die zahlreichen Ausstellungskonzepte, die im Laufe dieser langen Zeit entwickelt wurden, wird nur am Rande eingegangen, weil nach Ansicht des Autors das eigentliche Problem zunächst *nicht* Fragen der Ausstellungsgestaltung waren, sondern die Frage nach der Stellung des Jüdischen Museums.

Eine wichtige Rolle spielte über entscheidende Strecken dieser Entstehungsgeschichte das Wechselverhältnis zu einem anderen Berliner Projekt, zum »Denkmal für die ermordeten Juden Europas«, und der Debatte um seine

Errichtung. Ein Motiv, dieses Buch über die Museumsgeschichte zu schreiben, war nicht zuletzt, dass offenbar unter manchen Intellektuellen auch nach der Entscheidung von Berliner Senat und Abgeordnetenhaus 1998, das Jüdische Museum aus der Stiftung Stadtmuseum auszugliedern, die Ansicht vorherrscht, dass die Verselbstständigung des Jüdischen Museums Berlin den Ruch einer Usurpation habe – das ist, wie gezeigt werden wird, mit den Quellen schwer in Einklang zu bringen.³

Die Quellenbasis für diese Geschichte des Jüdischen Museums Berlin bilden hauptsächlich die Akten der Berliner Kulturverwaltung zum Museum,⁴ ferner die Akten Norma Drimmers, der ehemaligen Kultur- und Schulreferentin der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, die Veröffentlichungen der Berliner Bauverwaltung 1988/89 anlässlich des Realisierungswettbewerbs um die Erweiterung des Berlin Museums,⁵ die 1997 vom Verein der Freunde und Förderer des Stadtmuseums e. V. herausgegebene Dokumentation »Das Jüdische Museum im Stadtmuseum Berlin«,⁶ die umfangreiche Presseauschnittssammlung des Jüdischen Museums Berlin, die »Berlinischen Notizen. Zeitschrift des Vereins der Freunde und Förderer des Berlin Museums e. V.«,⁷ die zahlreichen einschlägigen Aufsätze von Vera Bendt, von 1979 bis 1994 Leiterin der Jüdischen Abteilung des Berlin Museums,⁸ die Publikationsorgane der Jüdischen Gemeinde zu Berlin,⁹ die Jahrbücher der Stiftung Stadtmuseum Berlin,¹⁰ die seit 2003 erscheinenden Jahresberichte des Jüdischen Museums Berlin, die Autobiografien W. Michael Blumenthals, von 1997 bis 2014 Direktor des Museums,¹¹ und Daniel Libeskind's, des Architekten des Museums,¹² sowie mehrere Zeitzeugengespräche.¹³

Eine solche umfassende, auf die Akten der Kulturverwaltung und der ehemaligen Kultur- und Schulreferentin der Jüdischen Gemeinde gestützte Darstellung der Entstehungsgeschichte des Jüdischen

Museums Berlin liegt bislang noch nicht vor. Vor allem die Zeit vor dem Realisierungswettbewerb 1988/89 und die Zeit nach der Berufung von W. Michael Blumenthal Ende 1997 wurden bisher in Publikationen zum Thema nicht eingehend behandelt.¹⁴

Der Autor dieses Buches war zunächst für längere Zeit Forschungsassistent von W. Michael Blumenthal bei den Recherchen für dessen Autobiografie. Darauf folgten Aufträge des Jüdischen Museums Berlin zu Recherchen über dessen Entstehungsgeschichte. Ob es dem Autor gelungen ist, eine faire Darstellung dieser kontroversen Geschichte zu geben – darüber können nur die Leserinnen und Leser urteilen. Weil der Autor die Einschätzung der Ethnologin Sabine Offe teilt, dass bei Auseinandersetzungen um jüdische Museen in Deutschland und Österreich nach dem Holocaust der biografische Hintergrund des Sprechers ein unhintergebares Faktum ist, sei gesagt, dass der Autor ein nichtjüdischer Deutscher ist, geboren 1974.¹⁵ Der nachfolgende Text ist chronologisch aufgebaut, vorangestellt ist eine kurze Einführung in die Problematik jüdischer Museen in Deutschland und Österreich nach dem nationalsozialistischen Judenmord.

- 1 Thomas Lackmann, »Bleibt nur ein Berliner Zimmer?« Die Eröffnung der Ausstellung »Exil in Shanghai« und eine Protestveranstaltung für das Jüdische Museum am Martin-Gropius-Bau, in: Tagesspiegel, 5.7.1997; auch: Joachim Güntner, Ein Zerwürfnis, kaum zu heilen. Der Streit um das Berliner Jüdische Museum, in: Neue Zürcher Zeitung (NZZ), 17.10.1997.
- 2 Stiftung Jüdisches Museum Berlin, Jahresbericht 2011/2012, Berlin 2013, S. 22.
- 3 Gerhard Schoenberger, Wiederkehr des Verdrängten. Vom Schuttplatz zum Internationalen Dokumentationszentrum. Die unendliche Geschichte der »Topographie des Terrors« in Berlin, in: Freitag, 13.4.2001; John Rosenthal, Von Katastrophe zu Katastrophe. Die bizarre Metaphysik des Architekten Daniel Libeskind, in: Merkur. Zeitschrift für europäisches Denken, Nr. 672, April 2005, S. 318–328, hier: 319.
- 4 Der Bestand von ca. 70 Ordnern umfasst die Zeit von Anfang der 1970er Jahre bis zum Jahr 2002.
- 5 Der Senator für Bau- und Wohnungswesen (Hg.), Realisierungswettbewerb Erweiterung BERLIN MUSEUM mit Abteilung JÜDISCHES MUSEUM, Berlin

- 1988/89 [dabei handelt es sich um die Auslobung des Wettbewerbs];
Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen (Hg.),
Realisierungswettbewerb Erweiterung BERLIN MUSEUM mit Abteilung
JÜDISCHES MUSEUM. Vorprüfbericht, Berlin 1988/89; Senatsverwaltung für
Bau- und Wohnungswesen (Hg.), Realisierungswettbewerb Erweiterung
BERLIN MUSEUM mit Abteilung JÜDISCHES MUSEUM. Voraussetzungen,
Verfahren, Ergebnisse (mit englischsprachiger Zusammenfassung), Berlin
Januar 1990.
- 6 Martina Weinland / Kurt Winkler, Das Jüdische Museum im Stadtmuseum
Berlin. Eine Dokumentation / The Jewish Museum in the Berlin Municipal
Museum. A Record, hg. vom Verein der Freunde und Förderer des
Stadtmuseums e. V., Berlin 1997.
 - 7 Die Zeitschrift erschien von 1972 bis 1994.
 - 8 Vera Bendt hieß mit Vornamen Veronika, bis sie ihn Ende 1989 offiziell zu
Vera verkürzte. Um die Leserinnen und Leser nicht zu verwirren, wird sie im
Fließtext durchgehend mit ihrem heutigen Namen genannt. Lediglich bei den
Quellenangaben in den Anmerkungen und in der Bibliografie wird der Name
angegeben, unter dem sie jeweils publiziert hat, d. h. bis Ende 1989
»Veronika Bendt«.
 - 9 Kulturspiegel, 1985–1989; Berlin-Umschau. Nachrichten aus der Jüdischen
Gemeinde, 1990–1997; jüdisches berlin. Gemeindeblatt, seit 1998.
 - 10 Das Jahrbuch erschien von 1995 bis 2005.
 - 11 W. Michael Blumenthal, In achtzig Jahren um die Welt. Mein Leben, Berlin
2010.
 - 12 Daniel Libeskind, Breaking Ground. Entwürfe meines Lebens, Köln 2004.
Libeskind's Autobiografie ist im Hinblick auf die Entstehungsgeschichte des
Jüdischen Museums Berlin keine besonders zuverlässige Quelle. Das Buch ist
stark von den Auseinandersetzungen um den Wiederaufbau des World Trade
Centers in New York nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001
geprägt – Libeskind hatte zunächst den Architektenwettbewerb um die
Gestaltung des Wiederaufbaus gewonnen, wurde aber anschließend an den
Rand gedrängt. Vgl. Martin Filler, Filling the Hole, in: The New York Review of
Books, 52 (2005), Nr. 3, 24.2.
 - 13 Gespräche wurden geführt mit: Hanns-Peter Herz, von 1976 bis 1992
Vorsitzender der Gesellschaft für ein Jüdisches Museum in Berlin e. V.
(24.7.2006); Klaus Schütz, von 1967 bis 1977 Regierender Bürgermeister von
Berlin (28.8.2006); Inka Bertz, Leiterin der Sammlungen des Jüdischen
Museums Berlin (9.3.2009); Amnon Barzel, von 1994 bis 1997 Direktor des
Jüdischen Museums, Hauptabteilung der Stiftung Stadtmuseum Berlin
(17.3.2009); Dr. Vera Bendt, von 1979 bis 1994 Leiterin der Jüdischen
Abteilung des Berlin Museums beziehungsweise des Jüdischen Museums,
Abteilung des Berlin Museums (24.3.2009 und 6.9.2011); Norma Drimmer,
ehemalige Kultur- und Schulreferentin der Jüdischen Gemeinde zu Berlin
(30.3.2009); Matthias Reese, Architekt, von 1991 bis 1998 Mitarbeiter von
Daniel Libeskind (1.4.2009); Dr. Hermann Simon, seit 1988 Direktor der
Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum (9.1.2014); Prof. Dr.
Dominik Bartmann, 1992 bis 1995 kommissarischer Direktor des Berlin
Museums (13.1.2014); Prof. Dr. Michael Naumann, 1998 bis 2000

Staatsminister beim Bundeskanzler und Beauftragter der Bundesregierung für Kultur und Medien (16.1.2014); Prof. Reiner Güntzer, 1967 bis 1995 Museumsreferent der Berliner Kulturverwaltung, 1995 bis 2003 Generaldirektor der Stiftung Stadtmuseum Berlin (23.1.2014); Dr. Kurt Winkler, 1992 bis 1994 Projektmanager des Berlin Museums für den Erweiterungsbau (28.1.2014); Prof. Dr. Rolf Bothe, 1980 bis 1992 Direktor des Berlin Museums (17.4.2014).

- 14 Thomas Lackmann, ein ehemaliger *Tagesspiegel*-Redakteur, der zu den wichtigsten Unterstützern Amnon Barzels, des Direktors des Jüdischen Museums in den Jahren 1994 bis 1997, im Streit um das Museum gehörte, hat ein halb zeithistorisches, halb fiktionales Buch zum Thema verfasst: *Jewrassic Park. Wie baut man (k)ein Jüdisches Museum in Berlin, Berlin / Wien 2000*. Außerdem gibt es die vergleichende Studie über die museale Darstellung des Holocaust von Katrin Pieper: *Die Musealisierung des Holocaust. Das Jüdische Museum Berlin und das U. S. Holocaust Memorial Museum in Washington, D. C., Köln u. a. 2006*.
- 15 Vgl. Sabine Offe, *Ausstellungen, Einstellungen, Entstellungen. Jüdische Museen in Deutschland, Berlin / Wien 2000*, S. 20 f.

I. Jüdische Museen in Deutschland und Österreich nach 1945

Die jüdischen Museen in Deutschland und Österreich heute sind junge Institutionen, die überwiegend in den 1980er und 1990er Jahren gegründet wurden. Diese Gründungswelle ist noch nicht abgeschlossen. Die Museen stehen in der Regel in keiner Kontinuität – weder von ihren Gebäuden noch von ihren Sammlungen her – zu den jüdischen Museen, die in Deutschland und Österreich bis zu ihrer Zerstörung durch die Nationalsozialisten bestanden hatten.

Jene früheren jüdischen Museen in Deutschland, Österreich und Ostmitteleuropa waren mehr als ein Jahrhundert nach dem Beginn der Emanzipation, Integration und Assimilation der Juden, nach der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, gegründet worden. Die tatsächlichen Ausstellungseröffnungen erfolgten – oft nach langwieriger Suche nach geeigneten Räumlichkeiten – meist in den 1920er und 1930er Jahren. Jüdische Museen entstanden in Berlin, Breslau, Budapest, Danzig, Kassel, Krakau, Lemberg, Mainz, München, Prag, Wilna und Warschau, daneben in Westeuropa etwa in London. Die Museen wurden von jüdischen Gemeinden oder jüdischen Vereinen gegründet, und zwar weil eine Sammlung vorhanden war. Das Publikum der Museen war überwiegend jüdisch.

Damals war die Sinnhaftigkeit »jüdischer« Museen heiß umstritten, das galt vor allem für die Frage, was sie denn ausstellen sollten, wollten sie sich nicht auf Judaica, d. h. religiöse Zeremonialobjekte wie etwa Toraschmuck,

Chanukkaleuchter und Sederteller, beschränken. Besonders kontrovers wurde diskutiert, ob »jüdische« Bilder ausgestellt werden sollten. Dass die Frage sich überhaupt stellte, war wegen des Bilderverbots in der jüdischen Tradition an sich schon Ausdruck der Assimilierung an die christlich geprägte Mehrheitsgesellschaft.¹ Und falls »jüdische« Bilder ausgestellt werden sollten: Was qualifizierte ein Bild als »jüdisch«, die Religionszugehörigkeit seines Urhebers und / oder sein Sujet? Außerdem präsentierten einige dieser jüdischen Museen auch Materialien zur Geschichte des Gelobten Landes, wie Karten und Bilder.



Abb. 1: Zwei Besucher in der Ausstellung des Jüdischen Museums in Berlin, Oranienburger Straße 31, 1936

Insoweit die Sammlungen dieser Museen die NS-Zeit überstanden und es keine Eigentümer oder Rechtsnachfolger von Institutionen mehr gab, die Ansprüche anmelden konnten, wurden sie, was den deutschen Einflussbereich der westlichen Siegermächte betraf, nach

1945 durch die Jewish Restitution Successor Organisation vor allem an jüdische Museen in Israel und den USA gegeben. Dieses Vorgehen folgte der Annahme, dass der Holocaust das Ende der deutsch-jüdischen Geschichte bedeute, dass es keine Juden in Deutschland mehr geben würde.

Die jüdischen Museen in Nachkriegsdeutschland und Nachkriegsösterreich entstanden in einem fundamental anderen Kontext als ihre Vorgänger vor dem Nationalsozialismus. Träger waren nicht mehr jüdische Gemeinden, die Sammlungen gingen den Gründungsinitiativen nicht mehr voraus, und adressiert waren die Museen an ein überwiegend nichtjüdisches Publikum, das mit Judentum und Juden wenig bis überhaupt nicht vertraut war. Vorausgegangen waren diesen Museumsgründungen in den 1960er Jahren als erste Wiederannäherung an das Thema Judentum große Ausstellungen, die stark auf das Judentum als Religion konzentriert waren, die »Synagoga. Kultgeräte und Kunstwerke von der Zeit der Patriarchen bis zur Gegenwart« 1960/61 in Recklinghausen und dann in Frankfurt am Main sowie die »Monumenta Judaica. 2000 Jahre Geschichte und Kultur der Juden am Rhein« 1963 in Köln.



Abb. 2: Besucher betrachten moderne Kunst im Jüdischen Museum in Berlin, Oranienburger Straße 31, 1936.

Die Museumsneugründungen seit den 1970er Jahren wurden in den meisten Fällen von den Kommunen getragen. In kleinen Orten war der Ausgangspunkt oft die Wiederentdeckung eines jüdischen Gebäudes – so wurden in einigen Fällen ehemalige Synagogen, die nach dem Krieg in den 1950er Jahren umgebaut und umgewidmet worden waren, jetzt restauriert beziehungsweise erneut umgebaut und zu jüdischen Museen gemacht. In großen Städten wie Frankfurt am Main, Wien und Berlin war es hingegen der Gedanke, an die Tradition anzuknüpfen und wieder ein jüdisches Museum zu errichten.

In den kleineren Orten gab es oft keine jüdischen Gemeinden mehr. Die neuen Museen entstanden in einem Umfeld ohne Juden. In den großen Städten gab es zwar wieder jüdische Gemeinden, doch war deren Interesse an

den Museumsprojekten in der Regel begrenzt. Schon in der Nachkriegszeit, und nicht erst seit der Einwanderungswelle von Juden aus der Sowjetunion beziehungsweise der ehemaligen Sowjetunion seit 1990 waren die meisten Juden in der Bundesrepublik keine überlebenden deutschen Juden oder deutsch-jüdischen Remigranten, die rechtzeitig aus dem nationalsozialistischen Deutschland hatten fliehen können, sondern Überlebende aus Osteuropa. Diese waren nach ihrer Befreiung aus den Lagern bei Kriegsende auf der Flucht vor antisemitischen Pogromen in Polen in das besetzte Deutschland, vor allem in die amerikanische Besatzungszone, gekommen und hatten aus verschiedenen Gründen die ursprünglich geplante Weiterwanderung nach Israel oder Amerika nicht verwirklichen können oder wollen. Diese Gruppe der in Deutschland lebenden Juden betrachtete die deutsch-jüdische Geschichte nicht als ihre Geschichte.

Generell herrschte unter den in der Nachkriegszeit in Westdeutschland lebenden Juden und ihren Kindern lange der Gedanke vor, man werde nicht auf Dauer in Deutschland leben, man saß auf den sprichwörtlichen »gepackten Koffern«. Diesem Selbstbild nicht als »deutsche Juden«, sondern als »Juden in Deutschland« entsprach die Ablehnung des Einsatzes eigener Mittel für öffentliche jüdische Einrichtungen überhaupt in Deutschland, nicht nur für Museen. Die Finanzierung jüdischer Einrichtungen in Deutschland erwartete man als Wiedergutmachung für den Raub und die Zerstörungen im Nationalsozialismus vom deutschen Staat und von den Kommunen.²

- 1 Vgl. Vera Bendt, Einführung, in: Berlin Museum (Vera Bendt), Judaica Katalog. Abteilung jüdisches Museum, Berlin 1989, S. 11-24, hier: 15 f.
- 2 Vgl. Offe, Ausstellungen, Einstellungen, Entstellungen, S. 16, 29-35, 44, 71 f., 95-98, 207, 214; Cilly Kugelmann, Das jüdische Museum als Exponat der Zeitgeschichte. Das Beispiel Frankfurt. Ein Lagebericht und Versuch der Einordnung, in: Wiener Jahrbuch für jüdische Geschichte, Kultur & Museumswesen, 2 (1995/1996. 5756): Zur Darstellung jüdischer Geschichte

nach 1945, S. 43–56, hier: 46, 54; dies., Bringschuld, Erbe und Besitz. Jüdische Museen nach 1945, in: Sabine Hödl / Eleonore Lappin (Hg.), Erinnerung als Gegenwart. Jüdische Gedenkkulturen, Berlin / Wien 2000, S. 173–192; dies., The national Context of Jewish Museums in Germany (Lecture held at Princeton University in 1999), in: Die ersten achtzig Jahre. The First Eighty Years. W. Michael Blumenthal zum Geburtstag, hg. von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Stiftung Jüdisches Museum Berlin e. V., Berlin 2006, S. 187–197, hier: 187; Margrethe Brock-Nannestad, Jüdische Museologie. Entwicklungen der jüdischen Museumsarbeit im deutsch-jüdischen Kulturraum, in: Wiener Jahrbuch für jüdische Geschichte, Kultur & Museumswesen, 1 (1994/1995. 5755): Jüdische Kultur in Museen und Ausstellungen bis 1938, S. 57–70, hier: 58; Ruth Ellen Gruber, Virtually Jewish. Reinventing Jewish Culture in Europe, Berkeley u. a. 2002, S. 157–159; Inka Bertz, Jewish Museums in the Federal Republic of Germany, in: Richard I. Cohen (Hg.), Visualizing and Exhibiting Jewish Space and History (= Studies in Contemporary Jewry. An Annual, 26), Oxford / New York 2012, S. 80–112.

II. Die Anfänge des neuen Berliner Jüdischen Museums bis zum Scheitern des Projekts Palais Ephraim 1980/81¹

Im Jahr 1966 erschien in sechs aufeinanderfolgenden Ausgaben der *Berliner Allgemeinen unabhängigen jüdischen Wochenzeitung* zwischen dem 17. Juni und dem 22. Juli folgender Aufruf der Jüdischen Gemeinde zu Berlin:

»Spendenaufruf für ein neues Jüdisches Museum

An alle Mitglieder und Freunde der Jüdischen Gemeinde zu Berlin!

Berlin besaß einst in der Oranienburger Straße ein wertvolles Jüdisches Museum, reich an Kult- und Kunstgegenständen, Büchern und Dokumenten. All diese Schätze und Sammlungen fielen der Kulturbarbarei des Nazitums zum Opfer.

Die Ausstellung *Historica Hebraica* im Herbst 1965 zeigte, welchen unentbehrlichen Beitrag zur Menschheitskultur das Judentum geleistet hat. Solche Dokumentationen dürfen nicht auf einmalige kurzfristige Gelegenheiten beschränkt bleiben: nur eine *ständige* Einrichtung dieser Art kann nachhaltige Wirkungen ausüben!

Darum ergeht unsere Bitte an Sie: Helfen Sie uns beim Neuaufbau eines Jüdischen Museums in Berlin

durch Spenden aller Art ...;

durch finanzielle Zuwendungen ...;

durch Hinweise auf mögliche Fundstellen ...;

Wir sind dankbar für jede Form der Mitarbeit!«²

Dieser Aufruf von 1966 musste deshalb überraschen, weil im Katalog der erwähnten Ausstellung »*Historica Hebraica. Jüdische Kunst - Kultur und Geschichte aus dem Staatlichen Jüdischen Museum Prag*«, die im September 1965 im Westberliner Jüdischen Gemeindehaus gezeigt worden war,

Itzchak Pruschnowski, der Verwaltungsleiter der Gemeinde, geschrieben hatte:

»Die Jüdische Gemeinde zu Berlin besaß einst eines der reichsten Museen in Europa, es fiel dem nationalsozialistischen Terror zum Opfer – heute fehlen uns die Voraussetzungen, der Nachwuchs, die künstlerischen Kräfte überhaupt, um Neues, Gleichwertiges zu schaffen.«³

Offenbar behielt Pruschnowski recht, dass die durch die nationalsozialistische Judenverfolgung radikal dezimierte Berliner Jüdische Gemeinde nicht in der Lage sein würde, in der Tradition der alten Jüdischen Gemeinde erneut ein Jüdisches Museum zu errichten. Jedenfalls konnten in einer *RIAS*-Sendung vom 30. Juli 1967, in welcher der Aufruf aus dem Sommer des Vorjahres thematisiert wurde, keine Erfolge vermeldet werden. Vielmehr wurde die Frage aufgeworfen, was seit dem Aufruf geschehen sei, und darauf hingewiesen, dass Berlin inzwischen von der Schweizer Stadt Basel »übereignet« worden sei, wo man Anfang 1967 das erste jüdische Museum im deutschen Sprachgebiet nach 1945 errichtet habe.⁴ Trotz dieses erneuten Appells blieb der Aufruf der Jüdischen Gemeinde von 1966 ohne Erfolg.

Vier Jahre später, im Jahr 1971, organisierte das junge Berlin Museum in der Kreuzberger Lindenstraße zum 300. Gründungsjubiläum der neuzeitlichen Berliner Jüdischen Gemeinde unter dem Titel »Leistung und Schicksal – 300 Jahre Jüdische Gemeinde zu Berlin« eine Ausstellung zu deren Geschichte.⁵ Im gleichen Jahr wurde die Vereinbarung »Zur Regelung gemeinsam interessierender Fragen« zwischen dem Berliner Senat und der Jüdischen Gemeinde unterzeichnet, die das Verhältnis zwischen Gemeinde und Senat auf eine neue Ebene hob.

Das Berlin Museum war im Westteil der Stadt nach dem Mauerbau 1961 gegründet worden, weil das alte Berliner stadthistorische Museum, das Märkische Museum, im nun abgetrennten Ostteil der Stadt lag. 1969 hatte das Berlin

Museum das wiederaufgebaute barocke Kollegienhaus in der Lindenstraße, bekannter unter dem Namen Kammergerichtsgebäude, in der südlichen Friedrichstadt bezogen, dem einzigen Teil der historischen Altstadt von Berlin, der zu Westberlin gehörte. Zu Beginn des Jahres 1971 hatte der Westberliner Senat die Trägerschaft des Museums übernommen.⁶

Die Anregung zur Ausstellung »Leistung und Schicksal« ging von Heinz Galinski aus, dem Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde zu Berlin. Als Reaktion auf die Ausstellung wurde offenbar vielfach der Wunsch an Irmgard Wirth, die Leiterin des Berlin Museums, herangetragen, die jüdische Berlin-Geschichte nach dem Ende der Ausstellung weiterhin in dem Museum zu zeigen. Auch Galinski trat während der Ausstellung mit diesem Gedanken an Wirth heran. Daraufhin wandte sich Irmgard Wirth Ende November 1971 in einem Brief an Reiner Güntzer, den Museumsreferenten der Wissenschafts- und Kulturverwaltung. Sie verwarf in dem Schreiben die Möglichkeit, dem jüdischen Thema fortan lediglich einen Raum in ihrem Haus zu widmen, weil sie das angesichts der Bedeutung dieser Thematik für unangemessen hielt. Stattdessen schlug sie vor, eine Abteilung »Berliner Judaica« als »gewissermaßen ein Museum innerhalb des Berlin Museums« zu schaffen und diese zusammen mit der Theaterabteilung in einem hinter dem Kollegienhaus zu errichtenden Neubau unterzubringen.⁷

Wirth ersuchte um Erlaubnis, mit Heinz Galinski über diese Pläne zu sprechen, die ihr vom Senator für Wissenschaft und Kultur, Werner Stein, auch erteilt wurde. Dieser bat sie in diesem Zusammenhang darum, mit Galinski zu klären, ob überhaupt genug Ausstellungsstücke für eine Abteilung »Berliner Judaica« zusammengetragen werden könnten und in welchem Ausmaß dabei mit einer Unterstützung durch die Jüdische Gemeinde gerechnet werden könne.⁸ Daraufhin berichtete Wirth Anfang Januar 1972 dem Senator von ihrem

inzwischen geführten Gespräch mit Galinski. Dieser sei wie sie der Meinung, wenn sich alle anstengten, müsse und werde es möglich sein, »die geplanten fünf Räume für die Berliner Judaica« mit interessanten Exponaten zu füllen, als Beispiel könne das frühere Jüdische Museum in Berlin gelten.⁹

Der von Klaus Schütz geführte Senat erwähnte in seinem Bericht über »Bildende Künste in Berlin« an das Abgeordnetenhaus zwei Jahre später, im April 1974, neben dem Vorhaben, das Berlin Museum um eine größere theaterhistorische Abteilung zu erweitern, die Möglichkeit, dem Museum »als Zeichen geistiger Wiedergutmachung« »eine Abteilung ›Jüdisches Museum« anzugliedern, »in dem der ganz wesentliche Beitrag der jüdischen Mitbürger zu Geist und Bild der Stadt zu würdigen wäre«. Zu Beginn desselben Jahres hatte das Berlin Museum weitere Ausstellungsflächen im dafür ausgebauten Dachgeschoss des Kollegienhauses eröffnet - damit waren die Raumreserven des Gebäudes erschöpft.¹⁰

Auf den Senatsbericht über die bildenden Künste in Berlin reagierte der Ausschuss für Wissenschaft und Kunst des Abgeordnetenhauses, indem er dem Senat empfahl, vier in dem Bericht vorgeschlagene Vorhaben vorrangig anzugehen, darunter an vierter Stelle: die »Erweiterung des Berlin-Museums, insbesondere um eine Abteilung Jüdisches Museum«. Festzuhalten ist, dass der Senat bei der Erweiterung des Berlin Museums die theaterhistorische Abteilung priorisierte und die Erweiterung um eine Abteilung Jüdisches Museum lediglich als Möglichkeit erwähnte, während das Parlament die Priorität auf diese Abteilung setzte und die theaterhistorische dagegen gar nicht erwähnte.¹¹

Irmgard Wirth ging daraufhin 1975 mit dem Vorschlag an die Öffentlichkeit, das historische Palais Ephraim gegenüber dem Kollegienhaus (zwischen der Linden- und der Markgrafenstraße) für eine in ihrem Museum zu gründende

Abteilung Jüdisches Museum und für dessen Theaterabteilung wiederzuerrichten.¹² In ihrem Konzeptpapier vom Januar 1975 schrieb Wirth, das wiederzuerrichtende Palais Ephraim solle

»in erster Linie dem Aufbau einer Jüdischen Abteilung dienen. Sie soll die Geschichte der Juden in Berlin veranschaulichen. Hierfür kann es keinen geeigneteren Bau geben, als dieses historisch bedeutende und architektonisch wertvolle Palais.«

Für die Jüdische Abteilung sah das Konzept im ersten Obergeschoss des Ephraim-Palais zunächst eine Fläche von 500 qm vor, 400 qm sollten dort zunächst für Wechselausstellungen genutzt werden, jedoch später beim entsprechenden Anwachsen der Sammlung der Jüdischen Abteilung als Erweiterungsfläche für diese dienen. Als Begründung für den geforderten baldigen Baubeginn schrieb Wirth, seit der Ausstellung »Leistung und Schicksal« 1971 sei der Wunsch nach der Wiederrichtung »eines Jüdischen Museums bzw. einer Jüdischen Abteilung« nicht verstummt:

»Da das frühere Jüdische Museum in der Oranienburger Straße in der Nazizeit zwangsweise aufgelöst wurde, besteht für Berlin die Ehrenpflicht einer Wiedergutmachung.«

Wiederholt sei sie von Juden in aller Welt darauf hingewiesen worden, dass sie den Plan begrüßten und diesen auch durch die Stiftung von Objekten, die die nationalsozialistische Zeit überlebt hatten, unterstützen würden. Da die an dem Plan interessierten Emigranten zum großen Teil hochbetagt seien und es fraglich sei, ob die Generation ihrer Kinder sich noch für diesen Gedanken engagieren würde, sei es höchste Zeit, mit dem Bau eines Museums mit einer Jüdischen Abteilung zu beginnen.¹³ Die Idee, das Palais Ephraim wiederzuerrichten und darin insbesondere das Jüdische Museum unterzubringen, stammte ursprünglich von dem Remigranten und Springer-

Journalisten Hans Wallenberg, der 1977 im Alter von 69 Jahren verstarb.¹⁴

Der Berliner Senat unter dem Regierenden Bürgermeister Klaus Schütz machte sich diesen Gedanken zu eigen. Am 18. November 1975 hielt die Gesellschaft für ein Jüdisches Museum Berlin e. V. ihre Gründerversammlung ab, die Konstituierung folgte am 25. Februar 1976. Sie stellte sich unter »Aufgaben und Zweck« in ihrer Satzung in die Tradition des alten Berliner Jüdischen Museums, das vom 24. Januar 1933 bis zur Pogromnacht 1938 in der Oranienburger Straße 31 in Räumlichkeiten der Gemeinde bestanden hatte:

»Aufgabe der Gesellschaft ist es, die Tradition des am 28. November 1929 unter dem Ehrenvorsitz von Max Liebermann gegründeten »Berliner Jüdischen Museumsvereins« fortzuführen und das »Jüdische Museum«, das als Abteilung des Berlin Museums wieder errichtet wird, zu fördern.«¹⁵

Neben dem in der Satzungspräambel erwähnten Maler Max Liebermann hatten dem Gründungsausschuss des alten Museumsvereins unter anderen auch der Kaufhausunternehmer Georg Tietz, Theodor Wolff, Chefredakteur des *Berliner Tageblatts*, und der Schriftsteller Arnold Zweig angehört.¹⁶ Nach der Pogromnacht 1938 hatte die Gestapo das Museum geschlossen und die Sammlung beschlagnahmt, der Museumsdirektor Franz Landsberger war ins Konzentrationslager Sachsenhausen verschleppt worden.¹⁷

Ende 1978 zählte die Gesellschaft für ein Jüdisches Museum 129 Mitglieder.¹⁸ Ihr Vorsitzender wurde der Leiter der Senatskanzlei unter Schütz, der SPD-Politiker Hanns-Peter Herz, ein evangelischer Christ mit einem jüdischen Vater, sein Stellvertreter wurde Heinz Galinski. Im Vorstand saß außerdem Ernst Cramer, ein deutsch-jüdischer Emigrant, der als amerikanischer Offizier nach Deutschland zurückgekommen war und nach dem Krieg als Journalist zu einem der engsten Mitarbeiter des Verlegers Axel Springer aufstieg.¹⁹